

A close-up portrait of a woman with blonde hair and white-rimmed glasses, looking slightly to the left. She is wearing a red top. The background is dark and out of focus.

MANDY  
KOPP

Die Zeit  
des  
Schweigens  
ist vorbei

LESEPROBE

ullstein 

## Trügerisches Idyll

*Ohne Zügel auf einem wilden Pferd  
Vom Leben gesandt auf unklare Reisen  
Von Wegweisern betrogen, stets unbelehrt  
Ein entfesselter Zug auf unsichtbaren Gleisen*

Meine Mutter öffnete die Tür. Draußen standen zwei Männer in gleich aussehenden Mänteln. Wie geklont. Selbst wir Kinder wussten, wer sie waren. »Horch und Guck«. Das waren die, die manchmal Pakete vorbeibrachten, die unsere Verwandtschaft aus dem Westen geschickt hatte. Meine Eltern mussten diese seltenen Päckchen im Beisein der Herren öffnen, selbst wenn die zerrupfte Verpackung längst anzeigte, dass ein anderer bereits seine Nase hineingesteckt hatte.

Sandra und ich waren sofort zur Treppe geeilt, als es geschellt hatte. Gemeinsam spähten wir durch das Geländer nach unten.

Da standen sie, die beiden, wie aus dem Ei gepellt, mit verkniffenem Blick. Der eine redete irgendetwas, was ich nicht verstehen konnte, dann zog er einen Brief aus der Tasche.

»Was hat der denn da?«, fragte ich.

»Psst«, machte Sandra und drückte mir ihren Finger an den Mund.

Mein Vater, der inzwischen auch an die Haustür gekommen war, nahm den Brief entgegen, wechselte ein paar

Worte mit den Herren – und umarmte spontan meine Mutter. Es musste eine gute Nachricht sein.

Papa riss den Umschlag auf und überflog die Zeilen. Sein Gesichtsausdruck änderte sich schlagartig, dann hörten wir ihn fluchen und zogen instinktiv den Kopf ein.

Die Männer zuckten mit den Schultern, wünschten meinem Vater laut und deutlich »alles Gute«, zogen den Hut und verschwanden.

Papa ließ den Brief sinken, sah meine Mutter erst mit ausdruckslosem Gesicht an, dann stiegen ihm die Tränen in die Augen. Ich hatte ihn bis dahin noch nie weinen gesehen.

*Was hatte das alles zu bedeuten?*

Sandra und ich tapsten zögernd die Stufen hinunter.

Jetzt, Jahre später, halte ich jenen Brief in Händen. Das Schreiben zerstörte einen Traum, den viele DDR-Bürger damals geträumt haben. Es ging um eine Ausreisegenehmigung in den Westen. Aber im Unterschied zu anderen DDR-Bürgern wollte mein Vater nicht weg in das andere, vermeintlich bessere Deutschland, er wollte schlicht nach Hause. Mein Vater hatte sich jahrelang darum bemüht, zurück zu seiner Familie im Westen zu können, nun war seinem Wunsch stattgegeben worden. Mit dem zynischen Zusatz, dass man ihm und seiner Familie die Ausreise bewilligen würde, sofern er in der Lage sei, die bis dahin erhaltenen staatlichen Zuwendungen für seine fünf Kinder zurückzuzahlen. Außerdem sollte der gesamte Besitz der Familie mit dem Zeitpunkt der Ausreise an die Deutsche Demokratische Republik fallen.

Das war es dann auch schon gewesen. Nie hätte er diesen Forderungen nachkommen können.

Umsonst die Zeit, die er wegen eines Versuchs der Republikflucht abgesehen hatte, zweieinhalb Jahre wegen Widerstands gegen die Staatsgewalt. Er hatte erfahren, dass seine Mutter schwer erkrankt war, wollte zu ihr, un-

bedingt, zurück in den Westen. An der Grenze hatten sie ihn erwischt. Wegen guter Führung kam er nach einem Jahr wieder raus. Danach sei er gebrochen gewesen, hörten wir manchmal, und habe unermüdlich darum gekämpft, diesem Land den Rücken kehren zu dürfen. Bis 1982, bis zu dem Tag, an dem jener Brief überbracht wurde.

Die Vorfälle, die das alles ausgelöst hatten, lagen lange zurück.

Mein Vater war gerade siebzehn Jahre alt gewesen, als die Stasi seine Mutter verhaftete. Sie stand angeblich unter Spionageverdacht. Ohne großes Aufhebens wurde sie in einer Nacht-und-Nebel-Aktion an die innerdeutsche Grenze verschleppt, mit der Aufforderung, nie wieder zurückzukehren. Die Sorge um ihren Sohn muss sie in den Jahren danach fast wahnsinnig gemacht haben.

Mein Vater Hans wurde 1944 in Wuppertal-Elberfeld in eine wohlhabende Familie hineingeboren. Die Eltern hatten jung geheiratet, eine eilige Kriegsheirat, er in Uniform, wie bei so vielen Paaren damals. Hans sah seinen Vater nur ein einziges Mal, im Alter von sechs Monaten; der Soldat auf Fronturlaub hielt in jenen Tagen zum ersten und zum letzten Mal seinen Sohn auf dem Arm. Er fiel wenige Wochen später. Meine Großmutter musste die schwere Zeit bis Kriegsende und danach, als alles in Trümmern lag, allein durchstehen.

Kurz nach dem Tod seines Vaters erkrankte Hans schwer, die Mutter war in heller Aufregung, da die Ärzte in Wuppertal kaum noch Hoffnung hatten. Nur der Aufenthalt in einem speziellen Sanatorium in Jena könne ihn möglicherweise retten. Meine Großmutter war bereit, nach jedem Strohalm zu greifen, packte den Kleinen und machte sich auf eine abenteuerliche Fahrt in den Osten. In Jena bezog sie ein kleines Zimmer in einer Pension, tagsüber war sie

bei meinem Vater in der Klinik. Ihre Kriegswitwenrente war bescheiden und reichte kaum zum Leben, geschweige denn für den teuren Sanatoriumsaufenthalt. Die Kosten für die Behandlung waren immens, ihre Rücklagen schmolzen. Ganze sechs Jahre lang wurde mein Vater in Jena behandelt.

Als klar war, dass der Aufenthalt länger dauern würde, löste meine Großmutter die Wohnung in Wuppertal auf und suchte sich in Jena ein neues Zuhause. Da sie dort später auch ihren zweiten Mann kennenlernte, entschied sie sich zu bleiben. Deutschland war noch nicht geteilt, niemand rechnete damit, dass das jemals geschehen könnte. 1961 kam die Mauer, der Weg in die alte Heimat war verbaut und damit auch der Zugriff auf das Vermögen der Familie. Es war von einem Tag auf den anderen unerreichbar. Im gleichen Jahr wurde meine Großmutter ausgewiesen. Was die Staatsführung gegen sie in der Hand hatte, warum sie der Spionage verdächtigt wurde, werde ich wohl erst erfahren, wenn ich die Stasi-Unterlagen eingesehen habe. Den Antrag dazu habe ich schon vor zwei Jahren ausgefüllt, seitdem liegen die Unterlagen in einer Schublade. Ich habe noch nicht den Mut dazu gefunden, sie mir anzusehen. Das Einzige, was ich habe, sind einige Briefe, die die Zensur passiert haben und aus denen ich versuche, das Geschehen von damals zu rekonstruieren. Sie sind so voller Sehnsucht und Schmerz, dass mir beim Lesen manchmal die Tränen kommen. Wir Kinder sind mit diesem Gefühl aufgewachsen, obwohl mein Vater sich bemühte, alles vor uns zu verbergen.

Meine Großmutter ging nach ihrer Ausweisung zurück zur Familie ihres Vaters nach Korbach-Waldeck und versuchte von dort aus vergeblich, ihren Sohn nachzuholen. Hans begann eine Ausbildung als Landwirt, lernte seine erste Frau kennen, zog mit ihr nach Leipzig und wurde Vater einer Tochter. Das Mädchen kam behindert zur Welt, ein Schlag für die jungen Eltern, die beide berufs-

tätig waren. Der nächste Schlag kam, als mein Vater in den Bau wanderte – wegen versuchter Republikflucht. Die Ehe überstand die Haftzeit nicht. Nach seiner Entlassung fand er eine Anstellung bei der Straßenbahn, wo er meine Mutter kennenlernte. Die beiden heirateten 1974.

Meine Mutter Eva wurde 1948 im oberfränkischen Hof im Flüchtlingslager Moschendorf A/IV geboren. Die Barackensiedlung existierte seit 1941, zunächst als Lager für Zwangsarbeiter, von 1944 an war sie Außenstelle des Konzentrationslagers Flossenbürg. Nach Kriegsende wurde das Lager ausgebaut und bis 1957 zur Durchgangsstation für Heimatvertriebene und Kriegsheimkehrer. Für meine Mutter war Moschendorf der Ort, an dem sie ihre Kindheit verbrachte.

Im Alter von drei Jahren erkrankte sie schwer an Tuberkulose und wurde im Dezember 1951 in die Heilstätte Kutzenberg eingeliefert. Bis April 1953 musste sie in der oberfränkischen Klinik bleiben. Schon zu dieser Zeit versuchte ihr Großvater Alfred, seine Tochter Harriette und die kleine Eva nach Dresden zu holen. Von dort war Harriette am 13. Februar 1945 nach einem schweren Bombenangriff geflohen. Sie war damals 19 Jahre alt und Trapezkünstlerin im Zirkus Sarrasani. Eine Berufswahl, die Alfred, einen Journalisten und Weltenbummler, sicher verwundert hatte, aber nach dem frühen Tod seiner Frau bot der befreundete Hans Stoch-Sarrasani einen Halt, während Alfred auf Reisen war.

Die Anträge auf einen Zuzug nach Dresden wurden jahrelang abgelehnt, die zu großen Teilen zerstörte Stadt war Sperrgebiet. Erst 1965 fand die Familie wieder zusammen, in Leipzig, wo sie vorübergehend im Hotel Ernst unterkam. Dort begann meine Mutter später eine Ausbildung zur Hotelfachfrau. Mit 18 heiratete sie, aber diese Ehe hielt nicht lange, ebenso wenig wie die zweite. Als mein Vater in ihr

Leben trat, hatte sie drei Kinder, die sie mit einem Job bei der Straßenbahn durchbringen musste. Hans adoptierte die beiden Jungen und das Mädchen, die Familie zog in die Balkuner Straße, später dann in die Simsonstraße. Hier kamen Sandra und ich zur Welt. Ich war 1976 das fünfte von insgesamt sechs Kindern.

Zwei Jahre später kam es zu einem Einschnitt, der unsere Familie veränderte. Meine Eltern, die inzwischen beide bei einer Brauerei arbeiteten, hatten massive Alkoholprobleme, stritten sich nur noch und entschieden sich zu einer Scheidung. Richtig voneinander los kamen sie nicht, sie hielten weiterhin Kontakt. Wenige Wochen nachdem mein Vater ausgezogen war, stellte meine Mutter fest, dass sie erneut schwanger war. Bei einer Routineuntersuchung wurde ihr mitgeteilt, dass sie besser abtreiben solle. Gebärmutterhalskrebs, zu groß die Gefahr für das Kind. Meine Mutter lehnte ab. Erst nach Matthias' Geburt unterzog sie sich einer Totaloperation und einer anschließenden Krebstherapie. Wir Geschwister bekamen vom all dem nur die Auswirkungen zu spüren. Geredet hat keiner mit uns. Von einem Tag auf den anderen wurden wir in verschiedene Kinderheime verfrachtet, auseinandergerissen, ohne dass wir gewusst hätten, warum. Die Behörden erklärten unserer Mutter, dass dies das Beste sei, der geschiedene Vater könne das Sorgerecht auch nicht erfüllen, würde schließlich im Schichtbetrieb arbeiten und bla, bla, bla. Es war ein Schock. Erst als unsere Mutter entlassen wurde, kamen wir alle wieder zusammen.

Matthias war von Anfang an ein kränkliches Kind; er wollte nicht trinken, meine Mutter musste abpumpen, vor allem während ihrer Krebstherapie ein enormer Aufwand, weil die Milch von einer Klinik zur anderen transportiert werden musste. Zu Hause dann versuchte sie, ihn mit »Moro-Brei« aufzupäppeln, einer Mischung aus Milch,

Butter, Zucker und etwas Mehl. Dazu fünf weitere Kinder im Alter von drei bis dreizehn Jahren. Vom Alkohol war sie weg, ebenso mein Vater; beide hatten lose Kontakt zu einer christlichen Gemeinde aufgenommen, die sie in ihrem Weg bestärkte und ermutigte, es noch einmal miteinander zu versuchen.

Am 22. Juni 1979 heirateten meine Eltern zum zweiten Mal. Alles sollte nun anders werden, besser, friedlicher. Das Datum, das eigentlich ein freudiges sein sollte, ist für uns alle mit einem schrecklichen Schicksalsschlag verbunden.

Es war der Abend nach der feierlichen Zeremonie im Saal der Adventisten-Gemeinde, meine Eltern saßen noch mit einigen Bekannten im Wohnzimmer zusammen. Ich hörte Matthias weinen, krabbelte aus dem Bett und tappte nach nebenan. Ich weiß noch, dass ich einen Schlafanzug mit blauen und gelben Figuren anhatte und in einer Art Sack steckte, mit dem ich mehr über den Boden rutschte, als dass ich lief. Die Tür zu seinem Zimmer stand offen, ein feiner Lichtstrahl aus dem Wohnzimmer fiel wie ein heller Pinselstrich auf sein Gitterbett. Durch die Stäbe sah ich ihn unruhig mit den Armen strampeln, er wimmerte. *Vielleicht der Nucki?* Ich strich ihm über die Wange, dann tastete ich nach dem Schnuller. Das Nächste, an das ich mich erinnere, ist ein furchtbares Geräusch, ein Gurgeln, dann eine lähmende Stille. Reglos lag Matthias in seinem Bettchen, aus Nase und Ohren lief eine dunkle Flüssigkeit, seine Augen waren weit aufgerissen.

Ich muss gebrüllt haben wie am Spieß, meine Eltern kamen sofort ins Zimmer gestürzt und machten das Licht an. Matthias' Augen waren rot, genau wie die Flüssigkeit, die ihm über das Gesicht lief. Ich stand starr vor dem Bett, konnte mich nicht rühren. Meine Mutter packte mich, riss mich am Arm nach oben, schüttelte mich und schrie immer wieder: »Was hast du getan! Mein Gott, was hast du getan?«

Ich hatte gar nichts getan, hatte nur seinen Schnuller aufgehoben. Ich war drei Jahre alt und gerade trocken. Von diesem Tag an machte ich wieder ins Bett. Bis ich zwölf war, passierte mir das immer wieder, ohne dass ich es mir erklären konnte. Meine Mutter verachtete mich dafür; geredet über das, was damals geschehen war, haben wir erst zwanzig Jahre später.

Ich erzählte einem Psychologen von einem Traum, der mich regelmäßig quälte. In diesem Traum trug ich einen Schlafanzug mit blauen und gelben Figuren. Ich konnte mich so genau an Details erinnern, dass er mich bei einer Sitzung fragte, ob ich diese Szene vielleicht irgendwann einmal erlebt habe. Ich verneinte. Am Abend rief ich meine Mutter an. Als ich ihr von diesem Traum erzählte, brach sie in Tränen aus. Es dauerte eine Weile, bis ich begriff, was sie mir da alles sagte: dass Matthias damals nicht geweint hatte, weil er seinen Schnuller verloren hatte, sondern wegen der unerträglichen Schmerzen. Dass in seinem kleinen Gehirn ein Tumor gewachsen war und er nie eine echte Chance gehabt habe. Und dass ich ihn habe sterben sehen. Kein böser Traum, sondern eine Realität, die ich einfach verdrängt hatte. Ein Muster, das sich durch viele Episoden in meinem Leben zieht.

Nach Matthias' Tod – er wurde nur ein Jahr alt – hielten es meine Eltern nicht länger in unserer Wohnung in der Simsonstraße aus. Für uns Kinder war der Wechsel nicht einfach. Die Älteren steckten am Anfang der Pubertät, und wir Jüngeren hingen an dem Altbau mit den hohen Wänden und den großen Fenstern, durch die man in die Bäume vor dem Haus sehen konnte. Auf dem langen Flur konnte man fangen spielen und über die Holzdielen schlittern. Und in dem neuen Kachelofen im Wohnzimmer gab es eine kleine Luke, in die Mutter manchmal ein Blech mit Äpfeln schob.

In dem Zimmer, das ich mir mit Sandra teilte, hatte sie bunte Figuren an die Wand gemalt. Pumuckl und einen blauen Schlumpf. Beim Spielen hatten wir einmal festgestellt, dass sich die Farbe mit etwas Spucke und Wasser lösen ließ, und die Figuren »umgestaltet«. Hinterher gab es Tränen. Fürs Malen, was ich bis heute sehr gerne tue, war ich damals definitiv zu klein.

Vom Zentrum zogen wir ein paar Kilometer hinaus ins Grüne, nach Lausen, einen kleinen Ort westlich von Leipzig, der 1995 eingemeindet wurde. Ende der Siebziger entstand auf einer Fläche des Gemeindegebiets ein Teil der Neubausiedlung Grünau, einer der größten Plattenbaukomplexe der DDR.

Über die Gemeinde, die für meine Eltern nach Matthias' Tod immer wichtiger wurde, bekamen sie ein Haus angeboten, das sie kaufen konnten. Auch einen Job vermittelten die Schwestern und Brüder im Glauben, bei einer LPG am Ort.

Den größten Teil meiner Kindheit verbrachte ich also in einer ländlichen Gegend – mit allen positiven Aspekten, wenn man klein ist, und all den negativen, wenn man in die Pubertät kommt. Das Haus, das wir bezogen, war weniger weitläufig als die Wohnung in Leipzig. Die Decken waren niedriger, die Zimmer kleiner. Die Kinder wurden nach Geschlechtern aufgeteilt: Es gab ein Jungenzimmer und eins für die drei Mädchen. Von der Stube im Erdgeschoss führte eine dunkle Holztreppe nach oben, jene Stiege, die regelmäßig gebohrt wurde und auf der man so gut nach unten rutschen konnte. Ans Haus angrenzend war ein kleiner Stall, in dem ein paar Tiere »für den Hausgebrauch« untergebracht waren. Zwei Schweine, zwei Kühe, zwei Ziegen, etwas Federvieh. Wenn geschlachtet wurde, versteckte ich mich im hintersten Eck des Gartens. Und abends brachte ich keinen Bissen herunter, egal, ob von der Wurst-

suppe oder dem Kesselfleisch. Sandra und ich hockten mit verschränkten Armen vor den Tellern und warfen den Erwachsenen böse Blicke zu. An normalen Tagen hingegen drückte ich mich gerne im Stall oder in der angrenzenden Scheune herum; ich mochte die Wärme, außerdem tummelten sich dort immer die Katzen im Heu.

Zwischen Stall und Haupthaus war die Waschküche untergebracht, in der wir jeden Freitag in eine große Zinkwanne gesteckt wurden; ein Badezimmer wurde erst später eingebaut. Bis Sandra und ich an der Reihe waren, war das Wasser meist nur noch lauwarm. Den Letzten beißen die Hunde, aber der Letzte hatte auch den größten Spaß. Nach dem Ausgießen des Wassers war der Betonboden rund um den Abfluss mit einem seifigen Film überzogen; eine perfekte Rutschbahn, auf der man von Wand zu Wand sausen konnte, sofern man vorher den Abfluss mit einem Fetzen zugestopft hatte.

Für mich endete diese eher unbeschwerte Zeit, in der kein Obstbaum vor mir sicher war, mit dem Tag, in dem ich in den Kindergarten kam. Ich wurde gehänselt, weil ich mich manchmal während des Mittagsschlafs einnässte, und traute mich kaum noch auf die Liege im Schlafsaal. Wenn ich mich weigerte, schimpften die Kindergärtnerinnen, die anderen feixten. Wenn ich dann aufstand mit einem Fleck auf der Hose oder dem Rock, wurde ich vor allen anderen bloßgestellt. Mit der Zeit wurde ich schon beim Mittagessen so panisch, dass ich anfang zu heulen. Was die Sache nicht besser machte. »Die Mandy wieder, guckt mal, die Heulsuse!«

Endgültig zum Außenseiter wurde ich, als wir eines Tages ein Bild malen sollten. Die Kindergärtnerinnen verteilten Papier und Stifte, und ich war froh, dass ich endlich einmal zeigen konnte, was in mir steckte. Malen, das mochte ich, und das konnte ich. Bis sie mir den Stift aus